

JOHANNA SCHOPENHAUER UND ANDERE PHILOSOPHENMÜTTER.

Von

HANS VAIHINGER (Halle a. S.).

In aller Welt bekannt ist das schlechte Verhältnis, in welchem Schopenhauer zu seiner Mutter gestanden hat. Viele Gegner der Philosophie von Schopenhauer haben sich dies Mißverhältnis zunutze gemacht, indem sie glaubten, darauf hinweisen zu müssen, daß ein Mensch, der mit seiner Mutter sich so schlecht verstanden habe, ein schlechter Mensch sein müsse, dessen Philosophie deshalb auch nichts taugen könne. Dies ist sogar der Grundgedanke einer Broschüre, die vor 55 Jahren der damals weit bekannte Bonner Philosophieprofessor Jürgen Bona Meyer erscheinen ließ. Selbst sein viel geistreicherer Freund, der Literaturhistoriker Rudolf Haym in Halle, blies in dasselbe Horn. Hatte es doch letzterer zustande gebracht, in seiner sonst so bedeutenden Schrift über die „Romantische Schule“ den Namen Schopenhauers zu übergehen, des wahren und eigentlichen Philosophen der Romantik. Jener ganzen Generation fehlte das Verständnis für Schopenhauers Größe, dessen Charakter man gerne verkleinerte, indem man ihn als schlechten Sohn seiner bedeutenden Mutter hinstellen liebte. Die heutige Generation, bei welcher „Schopenhauer als Erzieher“ nach Nietzsches Vorgang seine segensreiche Wirkung ausgeübt hat, hat ein weit richtigeres Verhältnis zu dem großen Frankfurter gewonnen, dessen einzige Größe immer deutlicher erkannt wird. Der Weltruhm des Sohnes hat es allein ermöglicht, daß der Name der Vielschreiberin Johanna Schopenhauer überhaupt auf die Nachwelt gekommen ist. Will man Johanna Schopenhauer kennen lernen, so besichtige man im Weimarer Goethe-Haus das kleine Pastell, das ihre Züge wiedergibt, die Züge einer zwar grundgescheiten, aber höchst unangenehmen Persönlichkeit, Züge, die sich sogar direkt ins Boshafte steigern. Durch nichts kann diese Bosheit und Herzenshärte besser ver-



anschaulicht werden, als durch die bekannten Worte, mit denen Johanna die Doktordissertation ihres Sohnes Arthur aus dessen Händen im Jahre 1813 in Weimar entgegennahm, die bedeutungsvolle Schrift über „Die vierfache Wurzel des Satzes vom Grunde“: — „Das ist wohl etwas für Apotheker?“

Diese höhnischen Worte hatte die Mutter, die doch sieben Jahre vorher selbst ihrem Sohne die dem verstorbenen Vater verhaßte wissenschaftliche Laufbahn ermöglicht hatte, für ihren Sohn, als dieser nach ernsthaftestem Studium die erste Frucht seines Geistes ihr übergab, was doch zu einem Ausbruch mütterlichen Freudenstolzes hätte führen sollen. Wenn ein Mann, der mit tiefster Leidenschaft seine Wissenschaft ergriff und das berechtigte Bewußtsein hatte, darin etwas Bedeutendes geleistet zu haben, von seiner eigenen Mutter in dieser Weise mit eiskaltem Wasser übergossen wird, so ist es doch kein Wunder, wenn ein solcher dann später die Satire „Über die Weiber“ schreiben konnte, die ihm seine Gegner natürlich ebenfalls als Zeichen seiner Schlechtigkeit ankreiden: denn ein Mensch, der seine Mutter liebe und ehre, könne doch so etwas nicht schreiben, und der Verfasser müsse daher unbedingt ein schlechter Mensch gewesen sein.

Die Verstimmung zwischen Mutter und Sohn stammt zunächst aus der gänzlichen Verschiedenheit ihrer Naturen: jene optimistisch und oberflächlich, dieser ein Pessimist und ein Mann des Tiefsinns. Aber das hätte ja zur richtigen gegenseitigen Ergänzung führen können, wenn eben nicht ein anderer, viel positiverer Grund der Entzweiung vorhanden gewesen wäre: Johanna stand um die Zeit ihres Einzuges in Weimar 1806 (nach dem wahrscheinlich freiwilligen Tode ihres Gatten in Hamburg: er fiel von einem hohen Speicher in einen darunter fließenden Kanal) im „gefährlichen Alter“ und begünstigte einen Hausfreund in so auffälliger Weise, daß der Sohn darin eine Vernachlässigung, ja Beschimpfung des Andenkens seines Vaters sehen mußte. Dies war der eigentliche Grund der Entzweiung. Bekannt ist, daß Arthur Schopenhauer, als das noch in

Danzig, dem Geburtsort des Philosophen, angelegte Kapital der Familie unsicher wurde, durch eine kluge Operation sein eigenes Vermögen rettete, während Johanna und ihre Tochter Adele durch unkluge Voreiligkeit fast alles verloren. Der Sohn bot der Mutter und Schwester die Teilnahme an seinem Vermögen an; aber der Riß war schon zu groß, als daß dieses Anerbieten angenommen werden konnte. So trennten sich die beiden Parteien auf Lebenszeit.

Anmerkungsweise will ich hier noch des anderen Vorwurfs gedenken, den die Gegner des Philosophen noch heute gelegentlich erheben: seine Lebensführung, speziell im Verhältnis zum weiblichen Geschlecht, habe nicht den Anforderungen der Moral entsprochen; und was hätten seine Gegner à la J. B. Meyer und Haym erst gegen ihn gezetert, wenn sie gewußt hätten (was man erst vor etwa 20 Jahren aus den Tagebüchern der Schwester Adele erfuhr), daß Schopenhauer während seines mehrjährigen Aufenthaltes in Dresden sogar der Urheber eines außerehelichen Sprößlings wurde, wobei er sich freilich nach dem Zeugnis der Schwester sehr nobel benahm. Aber man möge sich doch erinnern, daß auch von dem Begründer der neueren Philosophie, René Descartes, und von dem Vater des deutschen Idealismus, Gottfried Leibniz, die Chronisten dasselbe erzählen. Dasselbe ist sogar auch dem Vollender des deutschen Idealismus, dem großen Hegel, passiert, der ebenfalls in Jena einen illegitimen Sohn hinterließ. Wie Schopenhauer in diesem Punkte also berühmte Kollegen hat, so ist — was ich zeigen möchte — das auch der Fall in bezug auf sein schlechtes Verhältnis zu seiner Mutter.

Aus jenem Mißverhältnis zwischen Mutter und Sohn also schlugen und schlugen noch jetzt die Gegner Schopenhauers Kapital, um ihn zu verunglimpfen. Aber schon J. B. Meyer und Haym hätten aus den damals bekannten Quellen wissen können, daß Schopenhauer in bezug auf das Verhältnis zur Mutter zwei große Leidensgenossen hatte, nämlich Fichte und Herbart.

Was den ersteren betrifft, so wußte man schon aus dem damals bekannt gewordenen Briefwechsel Fichtes mit

seiner in Rammenau in der Oberlausitz wohnenden Familie, daß Mutter und Sohn sich durchaus nicht verstanden hatten. Die fromme, aber engherzige Webersfrau konnte es dem in Leipzig studierenden Sohne nicht verzeihen, daß er von den Wegen der Orthodoxie sich abwandte und daß er dem neuen Lichte der Kantischen Philosophie folgte. Als der junge Fichte eine Hauslehrerstelle in Polen 1791 annahm, kehrte er auf der Reise von Leipzig nach Warschau nicht in dem auf dem Wege liegenden Rammenau ein, sondern ließ nur den Bruder von Rammenau nach einer benachbarten Stadt kommen, die er mit der Post passieren mußte. Der Riß zwischen Mutter und Sohn war damals schon so groß, daß sogar ein so kurzes Zusammentreffen unmöglich erschien. Als nun gar Fichte auf der Heimreise von Polen über Königsberg fuhr, Kant besuchte und vom Kantischen Standpunkt aus dann seine „Kritik aller Offenbarung“ schrieb, war das Verhältnis zur Mutter vollends unmöglich geworden, was natürlich noch durch den 1799 einsetzenden Atheismustreit gegen Fichte besiegelt wurde.¹

Ein Sohnesmartyrium ganz anderer Art mußte Herbart erleben. Er war das einzige Kind vermögender Eltern in Oldenburg, wo sein früh verstorbener Vater Justizrat war. Die verwitwete Mutter war eine in ihrer Art bedeutende Persönlichkeit. So hatte sie den übermenschlichen Mut, einem unheilbar kranken Freunde — auch sie hatte einen solchen, wie Johanna Schopenhauer — auf dessen Wunsch das tödliche Gift zu reichen. Aber leider zeigte diese seltene Frau ihrem Sohne gegenüber nur die kalte Schulter: von brennendem Ehrgeiz beseelt, wollte sie ihren einzigen Sohn, der ihr einziges Kind war, in einer noch höheren Staatsstellung sehen als seinen früh verstorbenen Vater,

¹ Während Schopenhauer (wie auch Nietzsche) Junggeselle geblieben ist, fand Fichte in seiner Gattin Johanna, geb. Rahn, aus Zürich, eine ihm geistig gleichstehende Gefährtin seines Lebens und seiner Arbeit, die ihm ersetzen konnte, was seine eigene Mutter an ihm gefehlt hatte. — Weniger glücklich war Herbart, der zwar auch eine Lebensgefährtin fand, welche aber nur Hausfrau war, ohne daß Herbart bei ihr auch nur das geringste Verständnis für seinen Geistesflug gefunden hätte: so blieb letzterem zeitlebens wahre Frauenliebe versagt.

und bestimmte den Sohn daher, ohne im gerinsten nach seinen Neigungen und Anlagen zu fragen, zum Juristen. Der Sohn ließ sich auch 1794 in Jena zuerst als Jurist inskribieren. Aber die Neigung oder vielmehr der innerlichst gefühlte und ihm heilige Ruf führte ihn bald zur Philosophie, bei der er gegen den Wunsch seiner Mutter verblieb. Sie war klein genug, es ihm nie verzeihen zu können, daß er ihre eigenwilligen Pläne gekreuzt hatte. Als der Sohn nun gar Philosophie und Pädagogik zum Lebensberuf wählte, ward er für sie zum verlorenen Sohn, der Luftschlössern nachjagte, statt die Wirklichkeit zu ergreifen. In rachsüchtigem Zorne setzte sie folgendes Testament auf:

„Da mein Sohn gegen meinen Willen eine so brotlose Sache wie die Philosophie zu seinem Lebensberuf erwählt hat, so ist es mein letzter Wille, daß das gesamte Vermögen, über das mir die Verfügung zusteht, während seines ganzen Lebens von dem Vormundschaftsgericht verwaltet werde, das ihm nur die Zinsen einzuhändigen hat: denn er hat durch die Wahl der Philosophie zum Lebensberuf sich als ein für das praktische Leben unfähiger Mensch erwiesen.“

Merkwürdigerweise wurde das Testament als gültig anerkannt. Nachdem Herbart 1809 Ordinarius der Philosophie in Königsberg geworden war, erreichte er dann mit Hilfe des dortigen Vormundschaftsgerichts die Ungültigkeitserklärung des Oldenburger Testaments, da er ja durch seine Ernennung zum Ordinarius an einer Universität den Beweis geliefert habe, daß die Voraussetzung des mütterlichen Testaments, er sei zum praktischen Leben unfähig, irrig gewesen sei. Die herben Züge, die das Bildnis Herbarts selbst noch aus seiner späteren Göttinger Zeit zeigt, lassen erkennen, wie ungünstig jene häßliche Lebenserfahrung auf ihn eingewirkt hat.

Auch die nachklassische Zeit zeigt noch einige hierher gehörige Fälle. In gewissem Sinne ist auch das Verhältnis Nietzsches zu seiner Mutter hierher zu rechnen. Nietzsche liebte seine früh verwitwete Mutter zärtlich und war stets sehr rücksichtsvoll gegen sie. Besonders suchte er die radikalen Lehren seiner Philosophie, die der frommen

Pfarrersfrau anstößig sein mußten, ihr nicht direkt vorzuführen. Aber natürlich erfuhr sie doch indirekt davon noch genug. Und als Friedrich Nietzsche 1889 körperlich und geistig zusammengebrochen in ihr Haus gebracht wurde, konnte sie — trotz aller Liebe und rührenden Pflege — nicht anders, als die Leiden ihres Sohnes als gerechte Strafe des Himmels zu betrachten. Das mußte das ohnedies sehr mangelhafte Verständnis der ganzen damaligen Naumburger Umgebung für das, was für einen solchen Patienten not tat, ungünstig beeinflussen. Hier aber war es nun eine andere Frau, die erlösend und erhebend eingriff. Als die früh verwitwete Schwester des Philosophen, Frau Elisabeth Förster, um jene Zeit aus Südamerika zurückkehrte, wohin sie die von ihrem Gatten dahin geführten sogenannten „rein deutsche Kolonisten“ begleitet hatte, durchschaute sie, die früher die stete Begleiterin ihres philosophischen Bruders gewesen war, mit erstaunlichem Blick, ja sogar klarer als alle Freunde Nietzsches, die verworrene Situation: sie schuf in Weimar das „Nietzsche-Archiv“, das dem hinsiechenden Philosophen eine wohlige Zuflucht bereitete, und das die nun von ihr überall her geretteten und gesammelten Manuskripte des Denkers vereinigte; sie schuf die neuen, vorzüglich redigierten Ausgaben der Werke Nietzsches und erkämpfte ihrem Bruder seine Stellung im Ganzen der deutschen Philosophie. Was je die Frauen an Nietzsche, was solche je an Philosophen überhaupt verfehlt oder gar gesündigt haben mögen, das hat die großartige Schöpferkraft dieser Frau, die noch heute als Dr. phil. h. c. Elisabeth Förster-Nietzsche als Zweiundachtzigjährige für ihren Bruder wirkt, durch ihre unvergleichliche Schwesterliebe gesühnt.²

² Eine sehr wertvolle Bestätigung und Ergänzung des oben Gesagten finde ich im VI. „Jahrbuch der Schopenhauer-Gesellschaft“ (vom Jahre 1917) in der vorzüglichen Abhandlung von Dr. Hans Zint: „Schopenhauer und seine Schwester. Ein Beitrag zur Lebensgeschichte des Philosophen“ (S. 179—247). Diese von innerstem Verständnis des Schopenhauerschen Wesens zeugenden grundlegenden Ausführungen schließen ebenfalls mit dem Hinweis darauf, was im Gegensatz zu Adele Schopenhauer die Schwester Nietzsches ihrem Bruder gewesen ist, und was sie

Als ich einst über diese und andere Fälle mit Alois Riehl, dem damaligen Hallenser Philosophen (der vor ein paar Jahren als Achtzigjähriger in Berlin gestorben ist) ausführlich sprach, erzählte er mir, daß auch er seinen philosophischen Beruf nur in langjährigem Kampfe gegen seine Mutter erreicht habe. Diese, eine fromme Müllersfrau in einem Tiroler Tale, hatte ihren Alois — so nennt man häufig dort so vorausbestimmte Söhne — noch im Mutterleibe dem Priesterstande gelobt. Alois Riehl mußte erst durch langen widerwärtigen Streit mit seiner Mutter seinen Lebensweg erkämpfen. Sie hat ihm das niemals verziehen. Zum Glück war er eine so sonnige Natur, daß ihm das auf die Dauer nichts geschadet hat.

Jene fünf Philosophenmütter blieben unbelehrt und unbelehrbar. Zeitlebens ahnten sie nicht, daß sie gewürdigt worden, junge Adler zu gebären, denen es vergönnt war, über den Sperlingshorizont ihrer ursprünglichen Umgebung weit hinaus zum Himmel emporzufliegen — als ob sie aus diesem stammen, und nicht von dieser ärmlichen Erde.

für ihn noch heute immer leistet. Demgegenüber kann man nur immer aufs neue bedauern, daß Adele Schopenhauer nicht wenigstens nach dem Tode der zwischen ihnen stehenden Mutter dem großen Bruder eine wahre Freundin und verständnisvolle Schwester geworden ist. Wer damit die inneren Verhältnisse des Hauses Nietzsche vergleicht, muß immer aufs neue die Geisteskraft, die Charakterstärke und die Gemütswärme der Schwester Nietzsches bewundern, die trotz aller Hindernisse seitens der Naumburger Umgebung es durchsetzte, daß für ihren Bruder und für seinen nur durch ihre Energie geretteten Nachlaß das Nietzsche-Archiv begründet worden ist.
